

A. Steven H. Rutledge: Ancient Rome as a Museum. Power, Identity, and the Culture of Collecting; Oxford: Oxford University Press 2012; XXIV, 395 S., 77 SW-Abb., 6 Karten; ISBN 978-0-19-957323-3; £ 85,00

Kann man den Begriff des Museums auf die Aufstellung von Kunstwerken, die Sammlungstätigkeit von Kunstliebhabern und die Rezeptionspraktiken der Gesellschaft des antiken Rom anwenden? Die Bezeichnung Roms als Museum ist zu Recht hoch umstritten und kontrovers diskutiert. Seit der Antike wurde die *urbs Roma* mit ihren Monumenten und ihrer reichen statuarischen Ausstattung immer wieder als Erinnerungslandschaft funktionalisiert. In Frage steht dabei, ob die spezifische Instrumentalisierung von Vergangenheit durch die Römer sowie der Umgang mit der eigenen Geschichte einen musealen Charakter besaßen. Entscheidend sind in diesem Zusammenhang Rezeptionsweisen und Wahrnehmungskategorien der unmittelbaren Zeitgenossen wie auch späterer Generationen. Aus mentalitäts- und kulturgeschichtlicher Perspektive lässt dieses Themengebiet rund um das Verhältnis zur materiellen Hinterlassenschaft einer bestimmten Vergangenheit vielfältige Zugänge zu Fragen der Identitätsausbildung und des Selbstverständnisses sowie zum Geschichtsbild der jeweiligen Gegenwart erwarten. In dieses Forschungsfeld ist die Studie Steven H. Rutledges einzuordnen, die eine museale Konnotation der Monumente Roms in der Antike zum Gegenstand hat. Rutledge hat sich zum Ziel gesetzt, die materielle Kultur und den Umgang mit diesen Relikten in der Hauptstadt des Römischen Reiches von ihrer Gründung an bis zu einem wie auch immer gearteten Ende in den Blick zu nehmen (vgl. S. 24, 26). Für dieses Vorhaben geht Rutledge – seiner eigenen begrifflichen Konzeption geschuldet – von einem weiten Kunstbegriff aus, indem er die Begriffe Kunst und materielle kulturelle Hinterlassenschaft generell synonym verwendet (vgl. S. 10), was ihm auch die Berücksichtigung von Mirabilien und Kuriositäten gestattet.

Rutledge – ein Befürworter der Museumsthese – hinterfragt die mögliche Übertragbarkeit des Musealisierungskonzepts auf die Antike allerdings nur unzureichend. Gegner der Museumstheorie kommen in der Regel nicht zu Wort. Rutledge setzt sich zwar mit theoretisch-methodischer Literatur aus dem Bereich der *museum studies* auseinander, um sodann sein eigenes Unternehmen von einer eigenen begrifflichen Definition aus anzugehen. Von den griechischen etymologischen Ursprüngen des Begriffs „Museum“ ausgehend, beruft er sich auf den engen Nexus von *mouseion* und *Mnemosyne* / *Memoria*, die Mutter der Musen. Darauf basierend nimmt er eine enge Korrelation von *memoria*, Identitätskonstruktion, dem Verhältnis der Römer zur Vergangenheit und den symbolischen Trägern dieser Vergangenheit – der materiellen Hinterlassenschaft – an. Etymologisch ist dies freilich korrekt, semantisch gleichwohl zu simplifizierend und in seiner heuristischen Tragfähigkeit überaus eingeschränkt. Rutledge suggeriert zwar eine den Bedingungen der Antike gerecht werdende Anwendung des Museumsbegriffs, doch impliziert die praktische Verwendung des Theorems bei ihm immer auch moderne Bedeutungserwartungen und moderne semantische Konnotationen.

Im Zentrum der Darstellung steht „cultural material that composed historical narratives in visual terms“ (S. 157). So behandelt Rutledge detail- und kenntnisreich den Transfer von Kunstobjekten in die Hauptstadt, Sammlungs- und Ausstellungspraxis, den Erwerb von Kunstwerken sowie die Frage, inwiefern das kulturelle Erbe das römische Wertesystem und die römische Identität repräsentiert. Rezeptions- und Wahrnehmungskategorien werden eher summarisch angesprochen und in Bezug auf das Verhalten von Angehörigen der Elite und anderen Personengruppen thematisiert. Rutledge differenziert hier, wohl zu banal, zwischen einer in erster Linie ästhetischen, seiner Meinung nach eher oberflächlichen, und einer kenntnisreichen, kritische Analyse und Verständnis voraussetzenden Kunstbetrachtung (vgl. S. 82f.). Der Aspekt der Identitätskonstruktion durch sowie die Reflexion und Bestätigung des Wertesystem über die materielle Kultur in Rom, den Rutledge zentral in den Fokus nehmen will, wirkt wenig profiliert, obwohl er ihn immer wieder thematisiert. Ursächlich dafür ist, dass sich der Verfasser in einem Konglomerat von Beispielen verliert, mit denen er jeweils seinen Gegenstand illustriert. Auf diese Weise ist Rutledges Untersuchung gewiss sehr anschaulich, doch vermisst man bisweilen die nötige Abstraktion. Dies ist wohl kaum dadurch zu kompensieren, dass man der materiellen Kultur prinzipiell eine narrative Funktion oder Struktur zuspricht und die eigene Betrachtung unter die Prämisse stellt: „Rome is a place to be read as a text“ (S. 8). Generell wäre es daher in der Studie methodisch wünschenswert gewesen, mit Hilfe von Begriffsbildung deutlicher zu kategorisieren.

Seine Beispiele findet Rutledge in erster Linie in der Zeit der römischen Republik, für die er auf diverse Werke Ciceros, Plutarchs und die „Naturalis Historia“ Plinius' des Älteren, zumeist also literarische Quellen, zurückgreift. Die Zeit des römischen Prinzipats und die der Spätantike werden von Rutledge nicht gesondert behandelt, vielmehr ergänzen Beispiele aus der römischen Kaiserzeit jene aus der republikanischen Ära. Allenfalls von Kaisern konzipierte Statuenensembles sind ein Gegenstand, den Rutledge in seiner Untersuchung gesondert in den Blick nimmt. Doch gerade für die Musealisierungsthematik wäre ein möglicher Wandel, der im Umgang mit und in der Wahrnehmung von bestimmten Kunstwerken und *exempla* infolge des wachsenden zeitlichen Abstands eintritt, von zentraler Bedeutung gewesen. Auf diese Weise unterstellt Rutledge immanent ein statisches Verhältnis der Römer zu ihrer materiellen Kultur.

Ein weiteres Desiderat wiegt ebenso schwer. Auch wenn römische Kunstwerke in der Regel nicht *in situ* erhalten sind, wäre für deren Rezeption und Verständnis durch den antiken Betrachter der archäologische Kontext als einstige Wirkungsumgebung der jeweiligen Objekte unbedingt zu berücksichtigen. Rutledge konzentriert sich häufig allein auf den literarischen Befund. Die spezifische Wahrnehmung von Kunstwerken, wie sie sich allerdings in den entsprechenden literarischen Quellen reflektiert findet, erfolgte auch kontextbasiert. Folglich hätte gerade dieses Quellenmaterial in seiner Möglichkeit zur Rekonstruktion von Kontexten und von deren Funktion für das Verständnis bestimmter Artefakte intensiver befragt werden müssen.

Insgesamt ist Rutledges Untersuchung ein anderer, legitimer, wenngleich nicht gänzlich innovativer Blick auf römische Kunst. Doch besteht in dieser Publikation eine deutliche Diskrepanz zwischen der Methode, dem Untersuchungskonzept und der Thematik, die der Verfasser eigentlich behandelt. Die Musealisierungsthese wirkt dabei letzten Endes aufgesetzt und zumindest in der unscharfen Differenzierung zwischen antiken Prozessen, Praktiken und Rezeptionsweisen sowie modernen Konnotationen, wie sie bei Rutledge vorliegt, methodisch nicht hinreichend reflektiert. Im Verlaufe der Untersuchung findet sich die Frage nach einer musealen Wahrnehmung der Monumente Roms noch als Oberthema wieder, unter das Rutledges gewiss ordentliche Darstellung zur materiellen Kultur Roms zu subsumieren ist, als methodische Analysekategorie spielt der Aspekt der Musealisierung jedoch kaum eine Rolle. Daher hinterlässt Rutledges Untersuchung auch aufgrund dieses Desiderats insgesamt den Eindruck, dass es problematisch ist, mit der Kategorie des Museums für die materielle Hinterlassenschaft des antiken Rom zu operieren. Die allgegenwärtige Integration der materiellen Objekte in die römische Gesellschaft, Kultur und nicht zuletzt in die städtische Topographie legt vielmehr nahe, dass für die Zeitgenossen eine memoriale oder geschichtskulturelle Funktion im Umgang mit ihrer materiellen Kultur von zentralerer Bedeutung war, was auch Rutledge nicht negiert (vgl. S. 170, 172). Als Konsequenz daraus wäre dann aber eher auf alternative methodisch-theoretische Konzeptionen aus dem Bereich der Erinnerungskultur, wie Pierre Noras lieux de mémoire oder das Konzept der Geschichtskultur¹, zurückzugreifen gewesen. Letztlich zeigt Rutledge selbst deutlich auf, dass der Museumstheorie und seinem eigenen methodischen Zugang für eine Untersuchung der Monumente und der kulturellen Hinterlassenschaft Roms deutliche Grenzen gezogen sind, wenn er eine Kontinuitätslinie von der Antike über Mittelalter, Renaissance und Barock hinein in die Gegenwart konstruiert und dabei zu dem Schluss kommt, dass das moderne wie das antike Rom als „place of memory and wonder“ (S. 314) gelten könne.

ISABELLE KÜNZER

Bonn

1 Vgl. PIERRE NORA: Présentation. In: DERS. (HRSG.): Les lieux de mémoire. La République, la Nation, les Frances, Bd. 1; Paris 1997, S. 15–22; DERS.: Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux. In: DERS. (HRSG.): Les lieux de mémoire. La République, la Nation, les Frances, Bd. 1; Paris 1997, S. 23–43; JÖRN RÜSEN: Geschichtskultur. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 46, 1995, S. 513–521.

Stefan Heid (Hg.): Petrus und Paulus in Rom. Eine interdisziplinäre Debatte;
Freiburg u. a.: Herder 2011; 551 S., 67 Abb.; ISBN 978-3-451-30705-8; € 98,00

Der vorliegende Sammelband ist Bestandteil einer derzeit in den gesamten Altertumswissenschaften kontrovers geführten Debatte über die Präsenz der Apostel Petrus und Paulus in der Hauptstadt des römischen Reiches, die wegen ihrer zugleich allgemeinen Bedeutung für das Christentum und die Weltkirche von heute über den